

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 16

Artikel: Eine ganz unmoderne Skigeschichte
Autor: Duttli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642291>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wie verzaubert, jeder Baum, jeder Ast ein Kunstwerk. Und was das Gebirge vom Frühling bis zum Spätherbst nicht offenbart, herbe ernste Größe: Jetzt genießen wir sie droben in den Bergen, in denen die Majestät des Winters in oft furchtbarer Feierlichkeit thront . . .

Bald werden die Bretter angeknallt und heimwärts geht's. Toteinsam liegen die Gäßchen von Ferden, durch die ich dem von Bergkuffen und Felsäulen eingerahmten Vötschentaler Grund entgegenstrebe. Am quirlenden Wildbach hängen Eiszapfen hernieder, von vereister Schneelast schwer gebeugte Uferbäumchen

scheinen nieder auf das Wasser zu blicken, als gedächten sie schmerzlich der Sonntage, da Bänder von Bergkneinnicht unter ihnen blauten, tausend bunte Blumen von den Matten leuchteten . . .

Und wieder schnaubt der Zug die steile Bahn hinan. Wieder verschluckt der Berg das große Tier und hingelehnt in die Polster geben wir uns noch einmal der Schönheit hin . . . da hören wir es plaudern und kichern, singen und wohl auch weinen. Schnee, Schnee deckt Tal und Berge; Lawinen donnern; die Lonza rauscht ihre alten, ewig neuen Weisen. W. Schweizer.

Eine ganz unmoderne Skigeschichte

von Maria Dutli-Rutishauser

Etwas klappte nicht mit dem Budget. Sonst war es immer so schön im Gleichgewicht gewesen. Und jetzt, gerade im ersten Monat des neuen Jahres saß Frau Martha vor dem kleinen Buch, das ihre Ausgaben enthielt. Einnahmen gab es stets nur eine: Das Gehalt Georges, das fast ganz in ihre Kasse floß. Sie brauchte sicher nicht zu viel, aber die Familie wuchs, — im vergangenen Jahre hatten sie wieder ein Kleines gehabt und die drei andern gingen schon zur Schule. Essen mochten sie, es war eine Freude. Und Strümpfe und Kleider wuchsen leider nicht mit den Kindern, die mußten immer so rasch wieder erneuert werden. Des Kleinen Ankunft hatte Geld gekostet, Martha war diesmal etwas schwach gewesen und hatte die Pflegerin länger gebraucht. Freilich, man sollte das nicht so nachrechnen müssen, denn das Büblein war prächtig und gedieh zu aller Freude. Hungern und frieren würden sie doch um dieses Kind, sie liebten es und dankten Gott dafür, daß es gesund und gerade bei ihnen war.

Hungern? Nein, das Wort kannten sie doch nicht. Es reichte, sogar ein klein wenig zurücklegen konnten sie. Auch Ferien machten sie zusammen. Allein sogar. Martha durfte die Kinder der Mutter bringen und sie fuhr dann mit Georg in den Tessin oder ins Bündnerland. Letzten Sommer waren sie daheim geblieben. Da kam doch im August das Kind. — Georg hatte damals oft gesagt, wie lieb ihm diese Ferien zu Hause seien und wie schön und billig er sich erholt habe. Die Ersparnis reichte fast hin, die Rechnungen für Klinik, Arzt und Pflegerin zu bezahlen.

Warum stimmte es jetzt auch einmal nicht?

Martha sah über das Buch hinweg in die weiße Welt hinaus. Ja, es wäre alles wie sonst — wenn — wenn es draußen keinen Schnee hätte!

Die junge Frau seufzt auf. Warum muß sie jetzt immer daran denken? Hat sie nicht von Anfang an gewußt, daß sie auf vieles verzichten muß, wenn sie eine Familie hat? Und hat nicht auch Georg gesagt, es mache ihm nichts aus, daheim zu bleiben?

Es nützt nichts — sie sprechen nicht davon und wissen es ganz sicher: Eine große Sehnsucht ist in ihnen beiden, wieder einmal so richtig in den Winter hinaus zu fahren, mit Skiern und Jacken, mit lachenden Augen und roten Backen. Sie schauen zu oft nach den rollenden Zügen, die besetzt sind mit sportlich ausgerüstetem Volk. Hat nicht gestern Georg von seinem Kollegen erzählt, der jetzt Winterferien macht oben in Davos? Ja, das sagt man so und denkt dabei an sich selber. Der Kollege hat keine Familie — der hat's — — — Nein, nun jauchzt drüben der Kleine, Hans-Jörg.

Martha eilt zu ihm. Die Beinchen streckt er hoch auf und lacht. Die Mutter hebt ihn auf. Ganz fest drückt sie den Kleinen an ihre Brust. Abbitte tut sie — beinahe hätte sie dem Freund ihres Mannes um seine „Freiheit“ beneidet. Und ihre „Fesseln“ — was sind sie? Liebe, gesunde Kinder, lachendes Jungvolk! Sind sie das Opfer nicht wert?

Es läutet! Ja, Georg wird heimkommen. Die Großen fahren noch Schlittschuh. Mit dem Kinde auf dem Arm tritt sie ihm entgegen.

Georg lächelt. Er küßt Frau und Kind. Das Büblein faßt nach seiner Wange. „Laß los, du —“ lacht er und hebt das Bündelchen doch zu sich empor.

Ein Weilchen spaßen sie mit Hans-Jörg. Dann kommt ein Schweigen auf. Georg sieht durchs Fenster.

Ja, er wandert wieder, er fährt.

Martha seufzt.

„Was hast du?“

Sie bettet das Kind warm. Zuckt die Achseln.

„Ist dir nicht gut?“

Sie lacht gezwungen:

„Oh, im Gegenteil!“

Da seufzt auch er.

Und ein wenig nachher steht er am Schreibtisch und sieht ihr Haushaltsbuch liegen. Er blickt hinein. Wie zu sich selber sagt er:

„Ob es nicht doch langen würde?“

Aber er weiß, daß die Frau es hören muß — schließlich können sie nicht den Winter lang so an einer Sache vorbeisich schweigen.

Da steht sie neben ihm.

„Nein, Georg, es geht nicht — ich habe so lange gerechnet und weiß, es geht nicht.“

Sie ist nun die Stärkere. — Gute Frauen klagen nicht, wenn der Mann leidet. Dann werden sie stark. Und was sie vorher nicht wußte, das kommt ihr nun hell zu Sinn:

„Es gibt schon einen Ausweg, du! Wir rufen die Mutter und dann gehen wir in den freien Stunden hinauf zum Waldhügel. So ganz tüchtige Skifahrer sind wir ja doch nicht mehr, da können wir uns sicher auch dort vergnügen.“

Erst will Georg auffahren. Das ist eine Zumutung — er ist doch tatsächlich ein guter Fahrer! Aber dann spürt er, wie ehrlich sich seine Frau müht, ihm eine Freude zu machen. Er darf sie nicht enttäuschen.

„Meinst du, daß die Mutter kommt?“

Da ist sie schon ganz geschäftig:

„Ja, ich telephoniere sofort und ein wenig vorschaffen und vorkaufen tu ich auch, daß Mutter es nicht zu streng hat. Butterbrote nehmen wir dann mit und ein bißchen Wurst — es gibt doch eine Hütte oben am Hügel, gell?“

Zwei Tage später ziehen sie aus. Zu zweit, wie vor Jahren. Schlank und rank, man würde ihr die vier Kinder kaum glauben, schreitet Frau Martha neben ihrem Manne in den Winter hinein. Die Abfahrten sind nicht großartig. Es sind noch mehr Leute da, die es sich nicht leisten können, zum Sport in die Berge zu fahren. Sie sind alle zufrieden — schließlich ist es ja auch schön, unter Gleichgesinnten fein Brot zu verzehren und

ein unbelastetes Gewissen zu haben. Abends kehren sie dann heim und erzählen der alten Mutter und den Kindern von dem wunderbaren Skitag.

Einmal, sie stehen gerade hoch oben auf dem Hügel über der Stadt — zieht eine Abteilung Rekruten herauf. Sie gehen zur Ski-Übung. Lieder singen sie und der Frohsinn ist bei ihnen. Ein junger Leutnant gefellte sich zu Georg und Martha. Sie kommen ins Gespräch.

„Ja, ja“, meint der Leutnant, „das sind halt Leute! Die werden einmal dem Vaterlande große Dienste tun können! Stellen Sie sich vor, was die leisten werden, wenn es Krieg gäbe! Die Berge sind ihnen vertraut wie eine Stube. Wenn's nach mir ginge, müßten alle jungen und alten Schweizer auf die Bretter!“

Georg lächelt über des Jungen Eifer.

Der Leutnant merkt es, er wehrt sich:

„Das nenne ich Landesverteidigung, Liebe zur Heimat! wenn jeder sein Möglichstes tut, diese Heimat zu schützen.“

Georg lächelt aber wieder. Er faßt seine Frau um die Schultern und sagt bedeutungsvoll:

„Ich unterstreiche jedes Wort, das Sie sagten, Herr Leutnant! Aber nun müssen Sie mich doch auch anhören. Es gibt noch eine andere Form der Landesverteidigung als die auf Skiern. Sehen Sie — meine Frau und ich — wir hätten auch ins Binderland fahren können, wenn — ja, wenn wir daheim nicht vier Buben hätten, die zu viel Hosen brauchen. Ich wäre vielleicht ohne diese Buben ein besserer Läufer geworden — aber rechnen Sie einmal nach, was dem Vaterlande mehr Not tut: Ein guter Skifahrer oder ein Vater, der in ein paar Jahren seine Söhne der Heimat schenken kann?“

Der Leutnant steht und ist ein wenig verlegen. Dann reicht er der Frau die Hand:

„Alle Achtung — ja, man denkt zu wenig daran, es ist —“

Frau Martha lächelt:

„Ja, sagen Sie's nur — so ganz unmodern! Aber nicht wahr, darauf kommt es ja auch gar nicht an, wenn es um das Vaterland geht!“

Aus aller Welt

Vom Erfinder des Staubsaugers

Nachdem für den Erfinder des Staubsaugers, den Deutsch-Amerikaner John Spangler, im Herbst 1938 eine Gedenktafel enthüllt worden ist, ließ jetzt der amerikanische Staubsaugerkönig H. W. Hoover auf dem Grabe des so früh Heimgegangenen ein Grabdenkmal errichten. Damit wird die Welt wieder an einen erfolgreichen Erfinder der Neuzeit erinnert — was aber weiß sie von ihm? Nichts! Und darum wollen wir erzählen, wie John Spangler seinen mechanischen Reiniger schuf.

Als sich der Pförtner John Spangler, ein bleicher, untersehter Mann von 37 Jahren, in einem Lagerraum des New Yorker Kaufhauses Fredman zu schaffen macht, schüttelt ihn wieder, wie schon so oft in letzter Zeit, ein heftiger Hustenanfall; erschöpft, rot im Gesicht, lehnt er sich an die Wand und ringt nach Atem. Eine junge Verkäuferin, die gerade vorüberkommt, fragt Spangler mitleidig, ob sie ihm Bonbons bringen solle oder etwas Trinkebares, warum er denn nicht zum Arzt gehe? „Danke“, wehrt der Pförtner müde ab, „mir nützen keine Bonbons und keine Arznei mehr, das sitzt hier — er zeigt mit der Hand auf die Brust — und geht nicht mehr weg.“ „Ja, aber warum denn nicht?“ fragt das Mädchen, „Sie müssen sich einmal richtig austurieren lassen.“ John Spangler lächelt traurig: „Geben Sie sich keine Mühe, kleines Fräulein, in meiner Lunge sitzt der“ — er stocft einen Augenblick — „der Tod. Mein Vater ist mit 42 Jahren an der Schwindsucht gestorben, er hat mir ein furchtbares Erbe hinterlassen. Und dann der Staub! Sehen Sie nur, wieviel Staub es hier gibt!“ Er nimmt einen Stoß Aktendeckel von einem Regal, eine kleine Wolke wirbelt auf. „Der Staub läßt sich nicht vertreiben! Er macht mich ganz krank, noch kränker, als ich schon bin.“

„Können Sie denn Ihre Stellung nicht wechseln, Herr Spangler, sich einen Posten suchen, der nicht Ihre Gesundheit angreift?“

Der Pförtner schüttelt den Kopf: „Lassen Sie nur, Fräulein. Ob ich hier sterbe oder an einem anderen Arbeitsplatz . . .“

Wenn John Spangler, der in der Woche 15 Dollar verdient, seinen Arbeitsplatz verlassen kann, verbringt er die Feierabendstunden mit seiner Lieblingsbeschäftigung: er bastelt. Augenblicklich arbeitet er an einem seltsamen Apparat, einem mechanischen Reiniger. Er baut in den Reiniger den Motor eines jener Musikautomaten ein, die bei Einwurf eines Geldstücks eine Weile spielen und zu Lebzeiten Spanglers sich in Amerika großer Beliebtheit erfreuen. Der Pförtner hat nicht etwa die Absicht, den Apparat der Öffentlichkeit vorzuführen

— kein Gedanke! Er hat ihn nur für sich zur Reinigung seines kleinen Raumes hergestellt, nebenbei säubert er allerdings auch die Lagerräume von dem Staub.

Eines Tages macht der Lederfabrikant H. W. Hoover im Kaufhaus seinen Geschäftsbesuch, er sieht Spangler bei seiner ungewöhnlichen Tätigkeit, läßt sich von ihm die Zusammenstellung des Apparates erklären. „Mann“, ruft er, „wissen Sie auch, daß Sie eine großartige Erfindung gemacht haben? Daß Besen und Bürste in der Welt überflüssig werden, wenn Sie Ihre Erfindung vervollkommen und auswerten? Ich gebe Ihnen einen leichten Posten, verbessern Sie Ihre Schöpfung bis zur Fabrikationsfähigkeit.“

Der Pförtner kann das alles noch gar nicht fassen. „Ich halte gar nichts von der Sache! Wer weiß, wie lange ich ihn benutzen kann! Nein, nein, sprechen wir nicht mehr darüber!“ Aber Hoover wäre kein geschäftstüchtiger Amerikaner, wenn er nicht doch darüber spräche. Er läßt jeden Tag den hartnäckigen Pförtner an das Telefon rufen, um ihm zuzureden, endlich zu ihm zu kommen. Schließlich gibt Spangler seinen Widerstand auf, arbeitet an der Vervollkommnung des Apparates, warnt aber Hoover vor dem Plan, eine Staubsaugerfabrik zu eröffnen. Der Erfinder warnt vor seiner Erfindung! Der Lederfabrikant sieht schärfer als Spangler, er ahnt, daß dem Staubsauger im modernen Haushalt die Zukunft gehört und bietet dem Erfinder die Teilhaberschaft in seinem neuen Unternehmen an. Doch dieser lehnt ab: „Ich will nichts davon hören! Wenn Sie unbedingt fabrizieren wollen, gut, ich kann Sie nicht hindern, obwohl ich Ihnen abgeraten habe. Aber Gewinnbeteiligung? Niemals! Wenn Sie mir eine kleine Rente aussetzen wollen, so habe ich nichts dagegen! Mehr will ich nicht!“

Hoover ist soviel falscher Bescheidenheit noch nicht begegnet. „Ich begreife Sie nicht, Spangler.“ Er sichert ihm vertraglich eine monatliche Rente von 200 Dollar zu, schließt seine Lederfabrik und stellt seinen gesamten Betrieb auf die Erzeugung von Staubsaugern um — und wird binnen weniger Jahre sechsfacher Dollar-Millionär. Verzehnfacht seinen Umsatz. Liefert an alle Weltteile.

Der große Erfinder, der ein kleiner bescheidener Mann blieb, erlebt nicht mehr den Siegeszug seiner Schöpfung. Kurz vor seinem 40. Geburtstag wirft ihn ein Blutzucker auf das Totenbett.

Ein tragisches Erfinderschicksal, nur ganz wenigen bekannt, hat sich vollendet.